

Wenn der Lehrmeister abgesetzt würde, das wäre doch eine Schande; aber wieder ist Austausch da, ich lehre sie ihre Kräfte gebrauchen, und sie mir, Geduld beweisen. Zu Forstners kommen wir wenigstens jeden Sonntag, doch wird noch viel von Dir gesprochen, und Lorchchen möchte Dich wieder haben. Die Leute sagen, ihr Verlobter habe die Güter seinem Bruder, Lorchchen aber auch ein Vermögen hinterlassen, welches nicht ganz unbedeutend sei. Wozu gebraucht sie Geld? Sie ist so allerliebste, alle Welt muß sie gern haben.

Gestern hatte ich einen Brief von Christian; es geht ihm gut bei seinem Lehrherrn, und er ist mit Leib und Seele ein angehender Tischler. Ich hätte Dir den Brief gern gegönnt, denn er ist in mancher Weise sehr spaßhaft, obgleich er das nicht sein soll; aber ich habe den Auftrag, ihn eine Rundreise machen zu lassen, zu Wilhelm und Marie. Schade, daß er seine Stiefel und seine übrigen respektiven Kleidungsstücke nicht zusammenleimen kann, aber er macht bedeutende Anspielungen auf Mängel in der Weise. Lebe wohl.

Otto.

Lilli an Lorchchen.

Du hast mir so freundlich angeboten, meine Lehrmeisterin sein und mich bei Dir aufnehmen zu wollen, Du liebes Lorchchen, und mußt daher erfahren, was aus mir ge-

worden ist. Zuerst Versuche, mit Fallen und Aufstehen, dann gelungenere und endlich ein kleiner Schritt aufwärts zu der Höhe. Früh Aufstehen wird mir sehr schwer; man kann sich so einleben in Trägheit, daß man ernstlich denkt, man sei zu müde, man müsse länger schlafen und das Gegenteil könne nur schaden. Damit fertig, hatte ich Ungeſchick, Lässigkeit und Zerstreuung zu besiegen, besonders aber, was wir Mädchen Faſrigkeit nennen, und was, wenn gleich kein legitimes Wort, so viel bezeichnet. Wie oft habe ich hören müssen: „Kind, ruhig, ruhig, sei doch nicht so faſrig!“ Ich wollte vorwärts, ich wollte eine Andere werden, sonst wäre es nimmer gegangen; so aber ging es.

Eines störte mich sehr, und Dir will ich es sagen: ich konnte mich des Gedankens an den in mein Album geschriebenen Vers nicht erwehren. Immer mußte ich leise sagen oder denken:

„Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht.“

Stets dasselbe; wie quälend kann das sein! Dazu kam, daß meine liebe Mutter meiner Thätigkeit oft gedachte, wo es mir nicht lieb war und wie es mir denn überhaupt niemals hätte lieb sein können, denn eigentlich ist es doch eine Schande, wenn rühmend hervorgehoben wird, was das Natürlichste sein sollte. Zu dem Allen fiel mir ein, daß ich das kleine Gedicht, aus welchem der Vers entlehnt ist,

einmal früher gelesen und mich seiner erinnere. Der zweite Vers heißt:

„Drauf hat er heim geführt
Ein Mädchen still und hold,
Die hat vor allen Andern
Nur ihn allein gewollt.“

Du weißt, Lorch, es heißt: Hilf Dir selber, so hilfst Dir Gott. Das dachte ich, und mein Entschluß stand fest. Ohne viel Besinnen rannte ich auf meines Vaters Zimmer. Er war eben unbeschäftigt und empfing mich freundlich. Athemlos, mit pochendem Herzen brachte ich mühsam hervor: „Papa, ich will gern mit Dir reden.“ Mein Vater lachte: „Ich bin auf Alles gefaßt, denn ich sehe, daß es keine Kleinigkeit betrifft.“ Ich setzte mich neben meinen Vater und fragte: „Papa, glaubst Du, daß Baron Schöndorf noch ernstlich an mich denkt?“ Meines Vaters Gesicht veränderte sich, er ward sehr ernst, aber schwieg. „Glaubst Du das, Papa?“ „Ja, ich glaube es.“ „Dann bitte ihn, von hier abzureisen, je eher, je lieber.“ Mein Vater schwieg abermals sehr ernst, aber mir war nicht zu helfen, ich mußte vorwärts, durch den Kampf des Lebens. „Bitte ihn abzureisen und wenigstens ein Jahr abwesend zu sein. Ich will die Zeit benutzen, mich in noch anderer Weise auszubilden, als ich bisher gethan; ich will kein Glück empfangen, ohne es zu verdienen.“ Nun war Alles gesagt; mein Vater

schloß mich fest in seine Arme und erwiderte: „Verlasse Dich ruhig auf mich, ich ehre Dein Vertrauen und werde, was Du mir gesagt, treulich bewahren. Du hast nichts zu fürchten, und ich billige Dich ganz.“ „Papa, sage es ihm übermorgen; morgen möchte ich ihn noch einmal wiedersehen, aber dann nicht mehr. Wenn er Abschied von Mama nimmt, will ich nicht dabei sein. Er kann mich ja vergessen, ich weiß, das kann man; ein Jahr ist lang, und nichts soll ihn binden.“

Noch lange lag ich an meines Vaters Brust, still weinend, wie ein Kind; wir sprachen beide nicht. Da klopfte es, und ich enteilt durch eine Nebenthür. — Alles war geschehen; ein Ende mußte kommen, nun war es da, und ich hatte es herbeigeführt. Neue empfand ich nicht, ein Jahr lag noch dazwischen.

Am nächsten Tage kam Schöndorf mit zwei Freunden meines Vaters zu Tische, und es machte sich so, daß ich meinen Platz neben ihm bekam. Er war natürlich völlig unbefangen, dadurch war ich es auch. Als ein Salat sehr geschätzt ward, warf meine Mutter einen triumphirenden Blick auf mich; ich sah sie bittend an, so blieb es dabei. Wäre ich eitel gewesen, die Demüthigung lag nicht fern.

Nach dem Essen bereitete ich, wie jetzt stets, den Kaffee, aber Schöndorf hatte das noch nicht erlebt. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht; ob es dies Lächeln war — wahr-

scheinlich hatte ich die Kanne unvorsichtig, und der Warnung meiner Mutter unerachtet, in die Röhre der Maschine gestellt, kurz, sie stürzte herab, und die schneeweiße Serviette, die schöne Tischdecke, waren einem braunen Meer zu vergleichen. Eine geschickte Hand stellte die noch immer strömende Kanne wieder auf ihre Beine, meine Mutter war erschreckt aufgesprungen; Gottlob, verbrannt war Keiner; die alten Herren schurrten herbei, das Entsetzen mit anzuschauen, der junge Herr — nun, dem war, glaube ich, nicht sonderlich zu Muth. Ich aber war bleich und starr vor Schrecken, aber nicht lange; ich griff tüchtig an, und alles Störende ward bald beseitigt. Der eine alte Freund ließ die Unterlippe tief herabhängen in übelster Laune, der andere war galant, und das war nicht viel angenehmer; mein gütiger Vater lachte, und wie dankbar war ich für dies liebe, helle Lachen, welches mir so wohl that, daß ich leichtsinnig mitlachte. Der Kaffee erschien in zweiter, verbesserter Auflage, und damit war Alles abgethan, so weit dergleichen sich abthun läßt, denn der Nachsatz ist leider dabei.

Nach dem Kaffee kam das Gespräch auf China; Honath Schwarz, einer der beiden älteren Herren, war vor Jahren dort und sprach lange und ausführlich darüber. Am Schluß seiner Mittheilung fragte er Baron Schöndorf scherzend, „ob er wohl wisse, daß, nach Annahme der Chinesen, der Mann im Monde ein Chinese sei und zugleich



Das Album.

der alleinige Ehe stifter. Durch ihn würden von früh an die Zwei, welche er für einander bestimme, mit unsichtbaren, aber unzerreißbaren Seidenfädchen an einander geknüpft, und so sei also auch Schöndorfs Geschick schon abgemacht, und er möge nur nach dem Seidenfädchen umschauen.“ Dieser entgegnete lächelnd, er „wolle den Mann im Monde nicht bemühen und das lieber selber besorgen.“ Mir ward ganz unheimlich bei dem Gespräch. Ist denn der kleine Seidenfaden wirklich um meine Hand geschlungen? —

Die alten Herren gingen; Schöndorf zögerte noch und bat mich, ihm gelegentlich ein kleines Bild in meinem Album, welches er früher flüchtig gesehen, noch einmal zeigen zu wollen. Gelegentlich — er wußte nicht, daß es so bald kein Gelegentlich für ihn geben wird.

Ich ging, das Buch zu holen; er setzte sich mir gegenüber an einen Tisch am Fenster, und während ich arbeitete, betrachtete er ruhig alle Zeichnungen und Bilderchen, an welchen mein Album so reich ist. Schöndorf zeichnet wunderhübsch, und ich bat ihn, mir als Eingebung des Augenblicks irgend einen Baum, einen Strauch, was er wolle, hinein zu zeichnen. Er ging darauf ein und wir saßen sicherlich eine Stunde einander gegenüber, wenig redend, jeder auf seine Weise beschäftigt, ein Bild häuslicher Ruhe. Mir war wohl dabei, und das nahm ich für ein gutes Zeichen.

Als Schöndorf Abschied nahm, gab ich ihm die Hand und dankte für die wirkliche allerliebste Zeichnung. Er sah überrascht, aber erfreut aus und schied heiter, während mir doch ein wunderbares Weh durchs Herz ging. Ach, es ist Alles nicht so leicht in der Welt! Buch und Geräthe zusammenraffend, ging ich auf mein Zimmer, dankbar, daß ich eines habe und allein sein konnte. Ich wußte, daß Alles kommen würde, wie ich gewollt; das lange Jahr lag vor mir, wie in trübe Nebel verhüllt, was kann ein Jahr nicht bringen! — Traurige, ängstliche Gedanken zogen durch meine Seele, aber mich aufrassend, sagte ich mir, daß es für mich nur zwei entscheidende Fragen geben könne, die, ob ich recht, ob ich unrecht gehandelt habe? Eine tief innere Stimme sagte: recht, und so ist es auch, und jetzt bin ich ruhig. Eine Hausfrau sein ist etwas Ernstes, und ich will in diesen Beruf nicht eingehen, als ob es Zeitvertreib sei.

Nach diesen Betrachtungen ging ich zu einer Eintheilung des Tages, von jetzt an, über, und hatte dabei natürlich auch die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit meiner Eltern im Auge. — Nachdem ich lange nachgesonnen und die Zeit eingetheilt hatte, mußte ich plötzlich, von innerer Eingebung getrieben, die Hände falten und beten: „O, mein Gott, mein Streben ist so sehr auf äußere Dinge gerichtet, auf Lernen und Schaffen, aber wozu wird es mir nützen, wenn ich Deinem Reiche nicht näher komme! Das lasse

mich festhalten, als das Erste und Beste, und hilf mir dazu mit Deiner Barmherzigkeit.“

Jetzt erst fühlte ich mich frei und wohl, jetzt erst erschien mir mein Streben und Wollen gesegnet. — Ich weiß es nun ganz fest, mit Gott will ich beginnen, mit Gott weiter gehen, ohne Eitelkeit und innere Ueberhebung. Indem ich mir für meinen einstigen Beruf aneigne, was jedes Mädchen wissen müßte und sollte, erfülle ich eine ganz einfache, schon durch Rechtlichkeit gebotene Pflicht, und indem ich mich vor Gott demüthige, erlange ich die Hoffnung auf seine gnadenvolle Hülfe. So will ich weiter gehen, Vorchen. Am nächsten Tage, als mein Vater sich einen Augenblick mit mir allein befand, gab er mir freundlich die Hand. Sein Blick, sein Händedruck sagten mir Alles. Ich mußte aufseufzen vor innerer Erregung: „Vater, ist es auch recht, daß die Mutter nichts erfährt, ist es auch kindlich? Aber, ach, ich möchte so gern still meinen Weg gehen und nicht darüber reden.“ Mein Vater schwiez einen Augenblick und sagte ernst: „Ich will Deiner Mutter Alles sagen; sie wird Dich gewähren lassen, ein Jahr ist eine lange Zeit. Bist Du noch entschlossen, nicht Abschied zu nehmen?“ „Ja.“ „Gut, ich glaube auch, es ist besser so.“ Damit war Alles abgethan, aber mein Herz, mein schwaches Herz blutete; das sage ich Dir.

Jetzt bin ich in vollem Gange und ganz standhaft, aber

nicht ganz Martha, ich kniee auch als Maria zu des Herrn Füßen. Lebe wohl, mein Lorchchen; ich bleibe hier, aber liebe Dich unbeschreiblich treu. Deine Lilli.

Lorchchen an die Baronin von Elden.

Wie danke ich Ihnen die Zeit, welche Sie mir geschenkt haben, meine liebe gütige Mama, und den Brief, den ich so liebe und im Herzen trage. Nicht stets mag es wohl geschehen, daß junge und ältere Menschen sich ganz verstehen, aber Sie verstehe ich immer und hänge Dem, was Sie andeuten, gedankenvoll nach. —

Oftmals erläutern kleine Begebenheiten mehr als viele Worte. Am Morgen meines Geburtstages hatte ich schon manche Erinnerung kämpfend an meiner Seele vorüberziehen lassen, bevor ich zu meiner Mutter hinabging. Mein Geburtstagstisch war zierlich und liebevoll geordnet, wie immer, aber er sah ernst aus, weil jede Rosenfarbe fehlte. Meine Mutter hatte viel geweint, wir hielten uns lange stumm umfaßt. Endlich sagte ich: „O, weine doch nicht so an meinem Geburtstage.“ Da brach der lang verhaltene Schmerz übermächtig hervor. „Ich soll nicht weinen! o, Lorchchen, Du trittst heute in Dein zwanzigstes Jahr, und was hast Du von Deiner ersten, schönsten Jugend gehabt, was? —